

MARY E. PEARSON



BUCH 1

DER KUSS DER
LÜGE

DIE CHRONIKEN DER VERBLIBENEN

BASTEI ENTERTAINMENT

blickte zu den Sternen empor und zog die Nase kraus. »Vor allem keinen angestaubten, aufgeblasenen Prinzen.«

Wir mussten wieder kichern. Für Pauline war ich noch dankbarer als für die Luft, die ich atmete. Zusammen betrachteten wir die blinkenden Sternbilder über uns, und sie erzählte mir von Mikael, dem Versprechen, das sie sich gegenseitig gegeben hatten, den süßen Dingen, die er ihr ins Ohr geflüstert hatte, und den Plänen, die sie hatten, wenn er Ende des Monats von seiner letzten Patrouille mit der königlichen Garde zurückkehren würde. Da war so viel Liebe in ihren Augen, und ich hörte eine Veränderung in ihrer Stimme, wenn sie von ihm sprach.

Sie erzählte mir, wie sehr sie ihn vermisste; doch sie war zuversichtlich, dass er sie finden würde, denn er kannte sie so gut wie niemand anders auf der Welt. Sie hatten zahllose Stunden über Terravin gesprochen – über das Leben, das sie sich aufbauen, und die Kinder, die sie dort aufziehen wollten. Je mehr sie sagte, desto größer wurde mein Schmerz. Ich hatte nur eine vage, leere Vorstellung von der Zukunft. Meistens wusste ich nur, was ich nicht wollte, während Pauline von konkreten Details träumte, die Hand und Fuß hatten. Sie hatte sich eine Zukunft mit jemand anderem erschaffen.

Ich fragte mich, wie es wohl wäre, jemanden zu haben, der mich so gut kannte, jemanden, der mir geradewegs in die Seele blickte, jemanden, dessen Berührung alle anderen Gedanken aus meinem Kopf verdrängte. Ich versuchte, mir jemanden vorzustellen, der sich nach denselben Dingen sehnte wie ich und der den Rest seines Lebens mit mir verbringen wollte – und zwar *nicht*, um eine lieblose Vereinbarung auf dem Papier zu erfüllen.

Pauline drückte meine Hand und setzte sich auf, um noch mehr Holz ins Feuer zu legen. »Wir sollten ein bisschen schlafen, damit wir früh loskommen.«

Sie hatte recht. Wir hatten einen Ritt von mindestens einer Woche vor uns, vorausgesetzt, dass wir uns nicht verirrt. Pauline war nicht mehr in Terravin gewesen, seit sie ein Kind war, und kannte den Weg nicht gut, und ich war noch nie dort gewesen; wir konnten uns also nur auf ihren Instinkt verlassen und auf die Hilfe von Fremden, denen wir begegneten. Ich breitete zum Schlafen eine Decke für uns auf der Erde aus und strich mir die Nadeln vom Waldboden aus dem Haar.

Pauline warf mir einen zögernden Blick zu. »Macht es dir etwas aus, wenn ich zuerst die heiligen Andachten aufsage? Ich bin auch ganz leise.«

»Natürlich tust du das«, flüsterte ich und versuchte, ihr zuliebe ein Mindestmaß an Respekt an den Tag zu legen. Ich hatte Gewissensbisse, weil ich selbst dieses Bedürfnis nicht verspürte. Pauline war gläubig, während ich kein Hehl aus meiner Verachtung für alle Traditionen machte, die mir die Zukunft diktiert hatten.

Sie kniete nieder und sprach die heiligen Andachten mit einer hypnotisierenden Stimme, ähnlich leisen Harfenklängen, die durch die Abtei hallten. Ich beobachtete sie und dachte, wie töricht das Schicksal doch war. Aus ihr wäre eine viel bessere Erste Tochter von Morrighan geworden; eine Tochter, wie meine Eltern sie sich gewünscht hätten, die wusste, wie man seine Zunge in Zaum hält, ruhig, geduldig, den alten Sitten treu ergeben, reinen Herzens, sensibel auch für das, was nicht gesagt wurde, der Gabe näher, als ich es je sein würde – eine in jeder Hinsicht vollkommene Erste Tochter.

Ich legte mich nieder und lauschte den Worten, die sie skandierte, der Geschichte der wahren Ersten Tochter. Diese hatte die Gabe, die die Götter ihr geschenkt hatten, dazu genutzt, die auserwählten Verbliebenen aus der Zerstörung in die Sicherheit eines neuen Landes zu führen und eine verwüstete Welt zu verlassen, um eine neue voller Hoffnung aufzubauen. In ihrer anmutigen Tonlage war die Geschichte schön, erlösend, fesselnd, und ich verlor mich in ihrem Rhythmus, in der Tiefe der Wälder, die uns umgaben, in der Welt, die hinter uns lag, in einer Zeit, die längst vergangen war. In Paulines zarten Tönen reichte die Geschichte bis zum Anbeginn des Universums und wieder zurück. Beinahe hätte es einen Sinn ergeben.

Ich starrte in das Himmelsrund hoch über den Kiefern, das so weit und unerreichbar war, funkelnd, lebendig, und die Sehnsucht wuchs in mir, nach ihm zu greifen und an seinem Zauber teilzuhaben. Auch die Bäume streckten sich danach aus; dann erschauerten sie gleichzeitig, als wäre eine Armee aus Geistern geradewegs über ihre Wipfel hinweggefegt. Dies war eine vollständige wissende Welt jenseits meiner Reichweite.

Ich dachte an all die vielen Male in meiner Kindheit, als ich mich mitten in der Nacht heimlich in den ruhigsten Teil der Festung schlich – aufs Dach, an jenen Ort, an dem der ständige Lärm verstummte und ich selbst ganz ruhig und zu einem Teil des Universums wurde. Ich fühlte mich dort mit etwas verbunden, dem ich keinen Namen zu geben vermochte.

Wenn ich nur die Hand ausstrecken müsste und die Sterne berühren könnte, dann würde ich alles wissen, alles verstehen.

Was wissen, mein Liebling?

Das hier, sagte ich immer und legte mir die Hand auf die Brust. Mir fehlten die Worte, um den Schmerz in mir zu beschreiben.

Da gibt es nichts zu wissen, mein Kind. Das ist nur die Kühle der Nacht. Meine Mutter nahm mich dann auf den Arm und brachte mich zurück ins Bett. Später, als meine nächtlichen Wanderungen immer noch nicht aufhörten, ließ sie ein Schloss an der Tür zum Dach anbringen, dort, wo ich gerade nicht mehr hinreichte.

Pauline kam endlich zum Ende; ihre letzten Worte waren ein gedämpftes, ehrfürchtiges Wispern. *So sei es bis in alle Ewigkeit.*

»Bis in alle Ewigkeit«, flüsterte ich vor mich hin und fragte mich, wie lange das wohl sein mochte.

Sie rollte sich auf der Decke neben mir zusammen, und ich breitete den Hochzeitsumhang über uns beide. Die plötzliche Stille ließ den Wald einen großen Schritt näher kommen, und unser Lichtkreis wurde kleiner.

Pauline schlief rasch ein, doch mich wühlten die Ereignisse des Tages immer noch zu sehr auf. Es spielte keine Rolle, dass ich erschöpft war. Meine müden Muskeln zuckten, und mein Geist sprang von einem Gedanken zum nächsten wie eine glücklose Grille, die einem Heer von Füßen zu entkommen suchte.

Als ich zu den funkelnden Sternen emporsah, war mein einziger Trost, dass der Prinz von Dalbreck wahrscheinlich ebenfalls noch wach war. Ich stellte mir vor, wie er zornig auf einer holperigen Straße nach Hause donnerte, während seine alten Knochen in der

kalten, unbequemen Kutsche schmerzhaft umhergestoßen wurden – und weit und breit keine junge Braut, die ihn wärmte.



KAPITEL 3



Der Prinz

ICH ZOG DIE SCHNALLE an meinem Bündel fest. Ich hatte genug für zwei Wochen dabei und ausreichend Geld in der Tasche, falls es länger dauern sollte. Sicher gab es einen Gasthof oder zwei auf dem Weg. Sie war wahrscheinlich noch nicht weit gekommen, vielleicht einen Tagesritt von der Festung aus.

»Ich kann das nicht zulassen.«

Ich lächelte Sven an. »Meinst du, dass du eine Wahl hast?«

Ich war nicht mehr sein junger Schutzbefohlener, dem er Schwierigkeiten ersparen konnte. Ich war erwachsen, fünf Zentimeter größer und fünfzehn Kilo schwerer als er und hatte genug Enttäuschung in mir aufgestaut, um einen respektablen Gegner abzugeben.

»Ihr seid immer noch zornig. Es ist erst ein paar Tage her. Lasst noch ein paar mehr verstreichen.«

»Ich bin nicht zornig. Amüsiert vielleicht. Neugierig.«

Sven riss mir die Zügel meines Pferdes aus den Händen. »Ihr seid zornig, weil sie vor Euch auf die Idee gekommen ist.«

Manchmal hasste ich Sven. Für einen kampferprobten Haudegen war er zu einfühlsam. Ich schnappte mir die Zügel wieder. »Nur amüsiert. Und neugierig«, versicherte ich noch einmal.

»Das habt Ihr schon gesagt.«

»Das habe ich.« Ich legte meinem Pferd die Decke auf den Rücken, schob sie über den Widerrist und strich die Falten glatt.

Sven konnte nichts Amüsantes an meinem Unternehmen finden und fuhr damit fort, Gegenargumente aufzuzählen, während ich den Sattel zurechtrückte. Ich hörte kaum hin. Ich dachte nur daran, was für ein gutes Gefühl es wäre, *fort* zu sein. Mein Vater war außer sich, viel mehr, als ich es war, und behauptete, es sei ein vorsätzlicher Affront. *Welcher König hat seine eigene Tochter nicht im Griff?* Und das war noch eines seiner vernünftigeren Argumente.

Er und sein Ministerrat ließen bereits Truppen zur Verstärkung entlegener Garnisonen aufmarschieren, um Morrighan zu demonstrieren, wie entschlossene Stärke aussah. Die unsichere Allianz war über seinem Kopf zusammengebrochen. Aber schlimmer noch als das Imponiergehabe und die Verschwörungstheorien des Ministerrats waren die

bekümmerten Blicke meiner Mutter. Sie sprach bereits davon, eine andere Braut in einem der Geringeren Reiche oder sogar in den Reihen unseres Adels zu suchen, ohne überhaupt zu begreifen, worum es eigentlich ging.

Ich schob den Fuß in den Steigbügel und schwang mich in den Sattel. Mein Pferd schnaubte und stampfte, denn es war so erpicht darauf wie ich loszukommen.

»Wartet!«, sagte Sven und vertrat mir den Weg. Eine törichte Aktion für jemanden, der so gut über Pferde Bescheid wusste – und besonders über meines. Er begriff und ging beiseite. »Ihr wisst ja nicht mal, wohin sie geflohen ist. Wie wollt Ihr sie finden?«

Ich hob die Augenbrauen. »Du unterschätzt deine eigenen Fähigkeiten, Sven. Denk daran: Ich habe vom Besten von allen gelernt.«

Ich konnte fast sehen, wie er sich selbst verwünschte. Er hatte mir das immer unter die Nase gerieben. Wenn meine Aufmerksamkeit abschweifte, hatte er mich in die Ohren gekniffen, als ich noch zwei Köpfe kleiner war als er, und mich daran erinnert, dass ich den besten Lehrer hätte und seine kostbare Zeit nicht vergeuden sollte. Natürlich war uns beiden diese Ironie bewusst. Ich hatte wirklich den besten Lehrer gehabt. Sven hatte mir viel beigebracht. Man hatte mich ihm anvertraut, als ich acht Jahre alt gewesen war, mit zwölf wurde ich Fahnenjunker, schwor mit vierzehn auf die Fahne und war mit sechzehn ein vollwertiger Soldat. Ich hatte mehr Jahre unter Svens Vormundschaft verbracht als mit meinen eigenen Eltern. Ich war der vollkommene Soldat, was zu einem nicht unwesentlichen Teil sein Verdienst war; ein Soldat, der die anderen überflügelte, was es nur umso bitterer machte: denn ich war zugleich auch der vermutlich unerprobteste Soldat in der Geschichte unseres Landes.

Zu Svens Lektionen hatte das Pauken der königlichen Militärgeschichte gehört – die Leistungen dieses oder jenes meiner Vorfahren, und von denen gab es viele. Die Könige von Dalbreck hatten sich immer schon militärisch verdient gemacht – auch mein Vater. Er erwarb sich ganz rechtmäßig den Rang eines Generals, während sein eigener Vater noch auf dem Thron saß; doch weil ich der einzige Erbe des einzigen Erben war, hatte man meinen soldatischen Einsatz deutlich eingeschränkt. Ich hatte ja nicht einmal einen Cousin, der an meine Stelle hätte rücken können. Ich ritt mit einer Kompanie, erhielt aber nie die Erlaubnis, an vorderster Front zu kämpfen. Die Hitze des Gefechts hatte sich längst abgekühlt, wenn ich aufs Schlachtfeld kam, und selbst dann war ich noch von den Stärksten aus unserer Garnison umgeben; als zusätzliche Lebensversicherung gegen feindliche Geschosse.

Zum Ausgleich hatte Sven – um jedes Gerücht über meinen Sonderstatus im Keim zu ersticken – mir stets die doppelte Dosis der schmutzigsten und niedrigsten Arbeiten in unserer Garnison verabreicht: vom Ausmisten der Ställe über das Polieren seiner Stiefel bis hin zum Aufladen und Abtransportieren der Toten vom Schlachtfeld. Ich hatte nie Groll in den Gesichtern meiner Kameraden gesehen oder aus ihrem Mund vernommen, immer nur jede Menge Mitleid. Ein Soldat, der nicht zum Einsatz kam, war kein Soldat, ganz egal, wie gut er ausgebildet war.

Sven stieg auf sein Pferd und ritt an meine Seite. Ich wusste, dass er nicht weit kommen würde. Wie sehr er meine Pläne auch verteufelte – immerhin war genau das seine